

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Band: 29 (2016)
Heft: 6-7

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

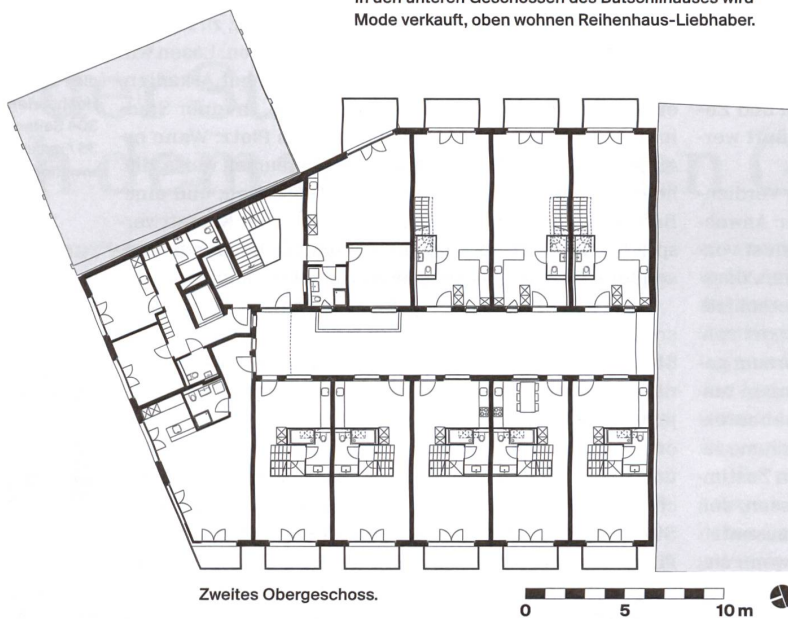
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Situationsplan: Bütschlihaus eingefärbt. westlich, freistehend, das Choufhüsi.



In den unteren Geschossen des Bütschlihauses wird Mode verkauft, oben wohnen Reihenhaus-Liebhaber.



Zweites Obergeschoss.



Augenzwinkernde Gegensätze

Muss Architektur ehrlich sein? Müssen Bauten bildhaft erklären, was in ihnen passiert? Müssen sie ihre Zeit verkörpern? In Langenthal sagt ein Haus gut begründet Nein, Nein und nochmals Nein. Geschickt und humorvoll gibt es einem langweiligen Raumprogramm ein frisches Kleid.

Das Bütschlihaus wirkt kleiner, als es ist. Die Ausnutzungsreserven hätten anstelle eines flachen Riegels einen Baukörper grösser als das Choufhüsi nebenan erlaubt, den stadthistorischen Merkpunkt mit Kunstmuseum. Doch Bakker & Blanc architectes falten das Volumen traufauf, traufab und brechen so den Massstab. Wie eine Sphinx türmt sich der Kopf zur befahrenen Sankt Urbanstrasse auf und wendet der ruhigeren Farbasse drei tiefe Giebel zu. Im traufständigen Kontext funktioniert das erstaunlich gut. Die zweifarbige Lasur zergliedert den Bau weiter. Dabei führt die aus Ortbeton und vorgefertigten Betonrahmen gebaute Strassenfassade den Rotgelb-Rhythmus des Gevierts fort. Das Bütschlihaus spielt mit traditionellen und modernen Stilmitteln. Der Betonsockel reicht bis ins zweite Geschoss. Dreieckige, abwechselnd milchweiss und grau gebeizte Holzplatten bilden einen kräftigen Dachrand. Der Fries des Choufhüsi und der Ziergiebel des Gasthauses gegenüber liefern dafür gute Gründe. Die Fenster darunter sind versetzt, im höchsten Giebel trägt ein Okulus mit vier Rundfenstern die Gravur des Baujahrs. Nur die zweimal gebrochene Ecke überzeugt nicht.

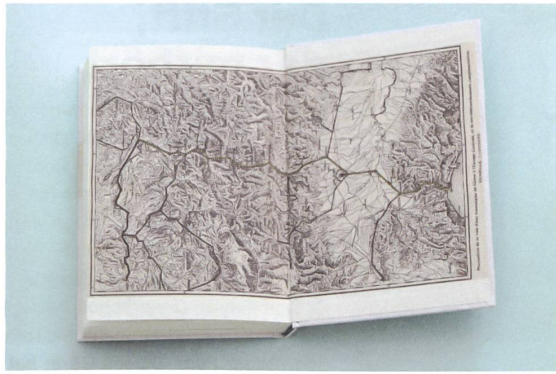
Das Bütschlihaus ist Geschäfts- und Wohnhaus. Auf zwei Stockwerken zieht ein H & M-Modelladen ein. Darüber erschliesst eine Gasse zwei- und dreigeschossige Maisonettewohnungen, die wie Reihenhäuser aufs Dach gestellt sind, und zwar geräumig, aber wenig familientauglich. Genauso wie zum Hof sind die Fassaden verputzt und haben keinen formstarken Dachrand. Sinnvoll verteilten die Architekten die Bausumme, sparten aber genug für Rahmenzeichnungen um die Fenster. Palle Petersen, Fotos: Marco Bakker

Bütschlihaus, 2016

St. Urbanstrasse 4, Langenthal BE
 Bauherrschaft: SR Management, Langenthal
 Architektur: Bakker & Blanc, Lausanne (Entwurf, gestalterische Bauleitung); Ducksch & Anliker, Langenthal (Ausführung, Bauleitung)
 Bauingenieure: Wächli + Partner, Langenthal
 Baumeister: Witschi, Langenthal
 Holzbau: Zulliger Schreinerei + Holzbau, Madiswil
 Auftragsart: Studienauftrag auf Einladung, 2012
 Baukosten (BKP 2): Fr. 7,8 Mio.
 Geschossfläche: 4103 m²



Traufauf, traufab falten Bakker & Blanc das Bütschlihaus in den Stadtkörper Langenthals.



Die Karte mit dem langen Weg über die Alpen.

Babel am Monte Spluga

Die Schilderung des Turmbaus von Babel ist eine der vielen saftigen Geschichten der Bibel. Sie begründete zwei Traditionen: Die Architekturkritik, die die gesellschaftliche Wirkung von Bauen vorführt, und die Darstellung der Arbeit von Ingenieuren und Architekten. Der Faden führt über die griechische und römische Mythologie weiter bis zu Goethes Wahlverwandtschaften. Diese erotische Geschichte ist ein Schlüsselwerk der Landschaftsarchitektur. Als Roman zum Thema aber liebe ich Eduardo Mendozas «Stadt der Wunder», eine zeitgenössische Baugeschichte Barcelonas, erschienen 1986.

Als Roman zum Ingenieurwesen stellt nun Anita Siegfried ihr Buch «Steigende Pegel» in die Reihe. Aus der biblischen Tradition kommt das Thema: Sie schildert den verrückten Plan des Ingenieurs Pietro Caminada, eine Schiffspassage von Genua durch Norditalien über die Alpen zum Bodensee bauen zu wollen. Goethes und Mendozas Vorlagen liefern die Fantasie, mit der die Autorin Leben und Werk ihres Helden bereichert. Im Unterschied zu Mendozas Held und zu Goethes Liebenden gab es Pietro Caminada (1862–1923). Sein Vater wanderte von Vrin nach Italien aus – entfernt ist er darum mit dem Architekten Gion Caminada verwandt.

Der Bub lernte Ingenieur und machte Karriere in Brasilien. Er kehrte heim, bedrängt von der Obsession, einen Kanal über die Alpen bauen zu müssen. Er erfand die dafür nötigen Systeme, dank denen die Frachtschiffe über Schleusen und Tunnel mit Wasserdruck über den Splügen gehievt hätten werden sollen. Alle Pläne von den Tunnelportalen bis zum Fahrplan berechnete und zeichnete Caminada detailliert.

Anita Siegfried grub sie aus und berichtet dokumentarisch von Caminadas Leben und Obsession. Fantasievoll spinnt sie die Geschichte einer Fahrt von Genua nach Thuis und zurück darum herum. Im Dunkeln bleibt, warum das Projekt Papier bleiben musste: War es der Erste Weltkrieg, der aufkommende Faschismus, die Ökonomie, der Berserker Caminada selbst, mit dem offenbar nicht leicht auszukommen war?

Das Buch ist im Verlag von Ricco Bilger erschienen, was bedeutet, dass Dario Benassa es gestaltet hat, unverwechselbar und kräftig. Edles Cover mit Prägedruck, angenehm zu lesende Typografie, passendes Lesebändchen in Grau. Zahlreiche Bilder und Pläne, sorgfältig platziert, erklären das verrückte Vorhaben, zusammen mit Fotografien, die einen Eindruck geben, wie ein arrivierter Ingenieur und seine Familie zur Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert lebten. Köbi Gantenbein

Steigende Pegel

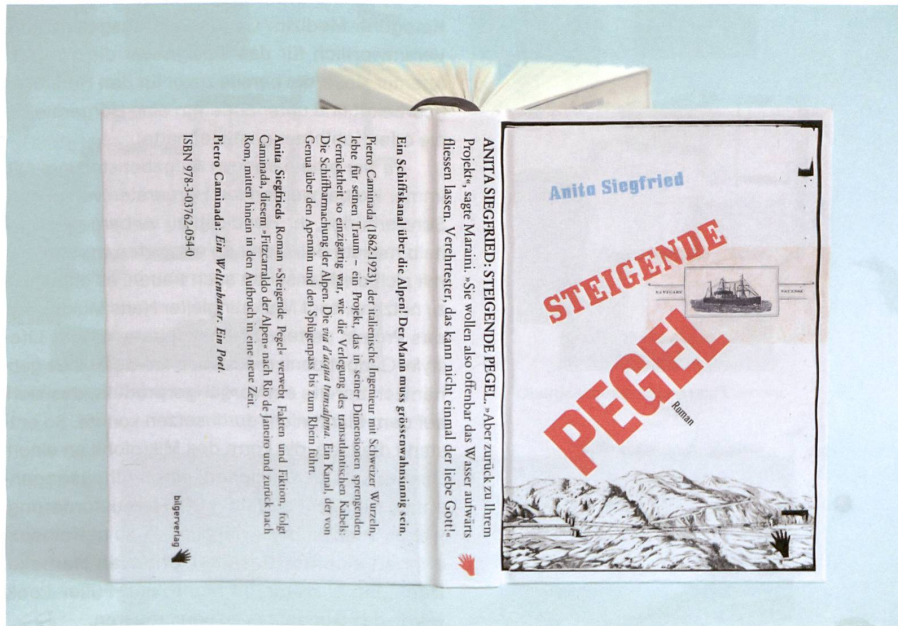
Autorin: Anita Siegfried

Verlag: Bilgerverlag, Zürich 2016

Design: Dario Benassa

Typografie: Garamond Regular, Akzidenz-Grotesk, Bullpen

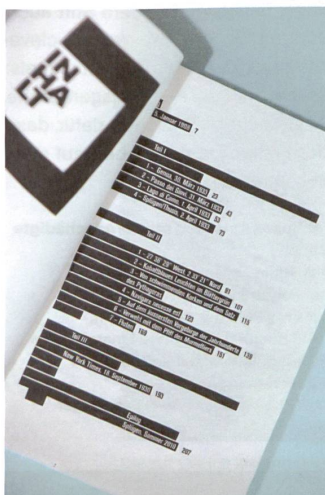
Preis: Fr. 32.–



Ein unverwechselbares Design von Dario Benassa prägt das Programm des Bilgerverlags. Merkmal: ein starker Satz aus dem Buch, aufgeprägt auf den Buchrücken.



Wirkungskräftig platziert Benassa die Bilder.



Der Inhalt ist der schwarze Block.

Der Stift, der mithört

Wenn in einer Bar die Stimmen immer lauter werden, ist das Gegenüber plötzlich nicht mehr zu verstehen. Der sogenannte Cocktailparty-Effekt ist noch viel anstrengender für jemanden mit geschädigtem Gehör – für ihn wird das kleinste Nebengeräusch zur Störquelle. Damit Menschen mit reduziertem Hörvermögen auch in solchen Situationen an Gesprächen teilnehmen können, hat Phonak ein drahtloses Mikrofon entwickelt, den «Roger Pen». Dieses Gerät hat nun die Jury des deutschen «iF Design Award 2016» in der Kategorie Medizin / Gesundheit ausgezeichnet. Verantwortlich für das Design war die Zürcher Agentur Nose, die bereits zuvor für den Hersteller gearbeitet und unter anderem eine Hörgeräte-Linie oder Kopfhörer gestaltet hatte.

Es war eine paradoxe Aufgabenstellung: mit immer kleiner werdenden Hörgeräten versuchen Schwerhörige, ihr Handicap zu verbergen. «Deshalb musste das Gerät so entworfen werden, damit sich die Menschen auch trauen, es öffentlich zu nutzen», sagt Marketingleiter Hans Mülder, der das Projekt seitens Phonak leitete. «Mehr Lifestyle-Gadget denn medizinisches Gerät.» Es gab nämlich bereits ein Vorgängerprodukt, das sich auf dem Markt nicht durchsetzen konnte. So entstand die Idee, die Form des Mikrofons an einen Schreibstift anzugleichen: einen Alltagsgegenstand, der nicht auffällt. «Die Herausforderung war es aber, nicht zu viel Mimikry zu betreiben», erinnert sich der Designer Christian Harbeke. Denn: Ein Mikrofon im Montblanc-Füller-Look würde das Gegenüber zu sehr irritieren.

Der «Roger Pen» funktioniert folgendermassen: Dem Hörgerät wird ein Mini-Empfänger aufgesteckt, der mittels Funktechnologie mit dem Stift kommuniziert und Stimmen direkt auf beide Ohren überträgt. Dazu sind im Stift zwei Mikrofone, ein Radiosender sowie eine Batterie untergebracht. Letztere war der Knackpunkt: Wäre sie zu gross, würde der Stift zu dick. Zu klein durfte sie auch nicht sein, sonst hätte der Pen ständig via Station aufgeladen werden müssen. Das Endprodukt hat eine volle Ladung nach zwei Stunden erreicht, was praktikabel ist. Und dank der Bluetooth-Technologie lässt sich mit dem Stift auch telefonieren oder fernsehen. Zwei weitere clevere Details rechtfertigen den Preis des Hilfsmittels: Ein Speziallack reduziert die Reibungsgeräusche, und ein kleines Gewicht im Stift sorgt dafür, dass er stets mit dem Mikrofon nach oben auf dem Tisch zu liegen kommt. Lilia Glanzmann

«Roger Pen», drahtloses Mikrofon für Hörgeschädigte

Entwurf: Nose, Zürich

Hersteller: Phonak, Stäfa

Material Gehäuse: Polyamid lackiert

Versionen: «Roger Easy Pen» mit zwei Knöpfen,

«Roger Pen» mit fünf Knöpfen für weitere Einstellungen und Wideband-Bluetooth für Mobiltelefonate

Masse: 14,2 x 1,5 Zentimeter

Preis: ab circa Fr. 2000.– inklusive zwei Empfänger

Bezug: via Akustiker



Der «Roger Pen» ist ein drahtloses Mikrofon, das Hörgeschädigten das Hören in grossen Runden oder im Berufsalltag erleichtert – getarnt als Stift soll er den Nutzern einen unverkrampften Umgang erlauben.



Kleiner Umbau im Bergell: In der Stüa gliedern neue Abdeckleisten das Täfer.

Undogmatisch, ungezwungen, unprätentiös

Manche Bauten leben von einer tragenden Idee. Sie sind bestenfalls stringent und schlimmstenfalls penetrant. Der Umbau der Architekten Alder Clavuot Nunzi in Soglio hat eine tragende Decke. Er ist zugleich durchdacht und erfreulich inkonsequent. Und er ist das erste Projekt der Architekten, die seit ihrem Zürcher Studium im Bergell arbeiten, obwohl nur einer aus der Südbündner Talschaft stammt. In einem schmalen Innenhof bauten sie für einen Schulkollegen ein Dienstgebäude des Palazzo Salis um.

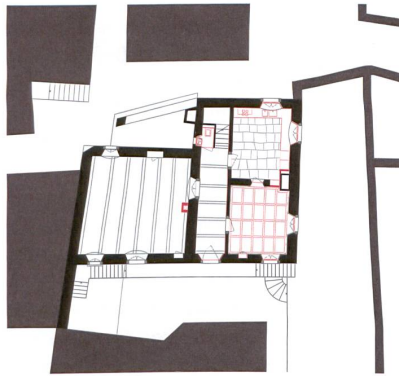
Die neue Betondecke ist der einzige grössere Eingriff. Sie verteilt die Heiz- und Wasserleitungen, zieht die alten Bruchsteinwände zusammen und speichert Wärme. Sie ist schwarz gefärbt, oben abgeschliffen und unten lasiert. Sinnfällig übersetzt sie den Charakter der verschwundenen «volta plena», einer massiven Verbunddecke aus Balken und Steinen, die brandsicher zwischen Küche und Rauchkammer lag. Die neue Küche prägen graue und weisse Schrankfronten. Mit Farbe umgingen die Architekten so die ungünstige Proportion, in der die zeitgemäss hohe Küche den tiefen Raum teilt. Im geräumigen Bad darüber übersteigern sie das Motiv mit schwarzen und weissen Fliesen in postmoderner Manier.

So roh die Decke ist, so verspielt das Bad und die Küche, so zurückhaltend sind die anderen Eingriffe. Die Architekten dämmten Kellerdecke und Dach und legten Sprossen zwischen das Einfach- und das Isolierglas der Fichtenfenster. Dünner Wärmedämmputz bedeckt die Wände. Das Täfer der Stube ist gedämpft und mit Schafwolle hinterfüllt. Die neuen und breiteren Abdeckleisten sind zwar heller, doch fügen sie sich dank geschwungenem Profil mühelos in den Bestand.

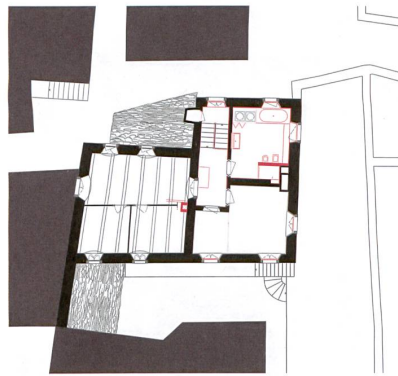
Der kleine Umbau ist ein beachtlicher Erstling. Auf kleinem Raum finden sich eine Fülle von Themen. Hier roher Beton, dort heimelige Zierleisten. Hier geballte Technik, dort Ökoprodukte. Hier kühler Minimalismus, dort verspielter Gestaltungsdrang. Doch was Alder Clavuot Nunzi tun, ist weder Architektenstatement noch berauschter Kontrollverlust. Mit Kontrolle und Gedankenschärfe zeigen sie, wie undogmatisch, ungezwungen und unprätentiös gute Architektur sein kann. Palle Petersen, Fotos: Reto Wasser

Casa Cristina, Soglio GR, 2015

Architektur: Alder Clavuot Nunzi, Soglio
 Bauunternehmung: Leonardo Bühler, Soglio
 Holzbau: Thomas Zimmermann, Vicosoprano
 Baukosten (BKP 2): Fr. 35 000.—
 Geschossfläche: 130 m²



Erdgeschoss: Cucina und Stüa.



Obergeschoss: Bagno und Camera.



Im Bagno ist die Betondecke geschliffen wie ein Terrazzo. Foto: Alder Clavuot Nunzi



Die zur Cucina lasierte Betondecke steift den Altbau aus und verteilt Leitungen.

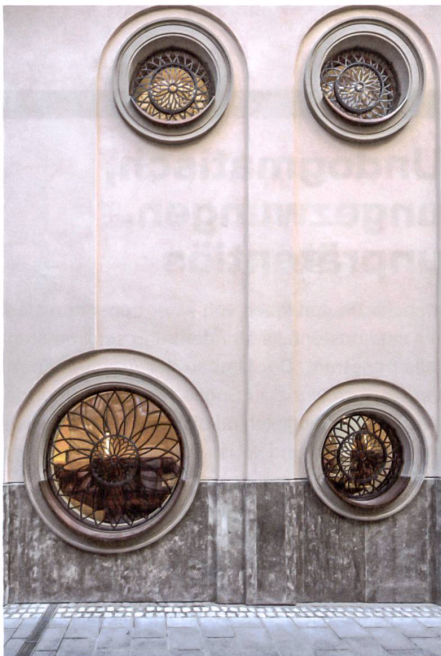
Gott erhalt's

Ist das eine Kirche? Wir stehen auf der Galerie der Gaststätte Donisl und blicken hinunter. Rechts und links Bögen, vorn ein messingbeschlagener «Altar», auf dem das Allerheiligste steht: ein 30-Liter-Holzfass. An der Wand dahinter schliesst ein schmiedeeisernes Gestell den Raum – wie ein Lettner. Hier sichern Stammgäste ihren persönlichen Bierkrug mit Vorhängeschloss. Der Krug des Architekten trägt die Nummer eins.

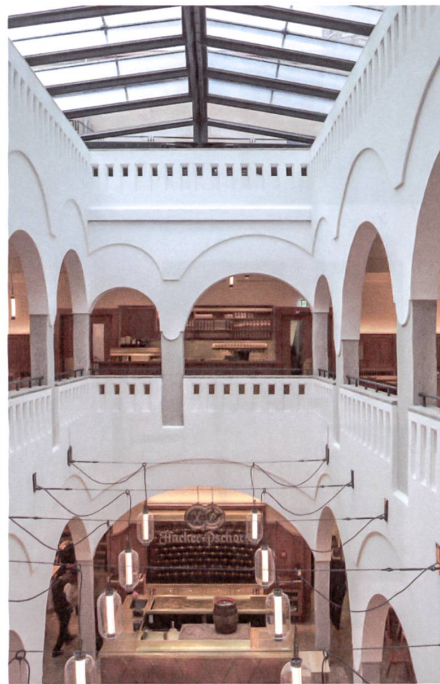
Andreas Hild führt an der Technischen Universität München den Lehrstuhl für Entwurf, Umbau und Denkmalpflege. Zu pflegen gab es beim Donisl am Marienplatz nicht mehr viel. Nur die Fassade von 1954 blieb stehen, die restliche Substanz war zu schlecht, und so bekam die 300-jährige Gaststätte ein neues Haus. Neu? «Ja, alles erfunden», freut sich Hild. Vom Grundriss bis zum Glasdach. Auch die Symmetrie, die keine ist: Die Bögen, die die zweigeschossige Halle umschliessen, sind abwechselnd gross und klein. Die Tonnengewölbe der Decke werden mal schmaler, mal breiter. Kreisrunde Fenster blicken mal grösser und mal kleiner in die seitliche Gasse. Das Blumenmuster ihrer Gitter wiederholt sich in den Blindfenstern der gegenüberliegenden Wand, an den Eingangstüren und an den Geländern der Bürofenster in den oberen Geschossen, an Garderobenständern und sogar auf den Speisekarten. Wenn der Architekt sich traut zu ornamentieren, freut sich die Grafikerin.

Stolz ist Hild auf die solide Ausführung: die Einbaubänke und gestemmtten Tafelungen aus massivem Birnenholz, die auch die Lüftung integrieren, die Tischplatten natürlich aus Ahorn, das Rabitzgewölbe darüber. «Bauen nach dem Reinheitsgebot», nennt er das. Nicht glücklich ist er mit dem Dirndl der Bedienungen. Dieses penetrant Ländliche! Er wollte ein urbanes Bierhaus. Das widerspräche nicht der Tradition, das gäbe es. Darum ist die Halle eher ein Hof, liegt Stein am Boden und ein aufwendiges Glasdach darüber, das man im Sommer aufschieben kann. Und darum erinnert das elegante, schwarz-goldene Schild über dem Eingang eher an Wien als an Oberammergau. Ein helles Wirtshaus mit einer städtischen Einrichtung, Biedermeier statt Bauernhof. Auch der Tübinger Wirtshausstuhl ist aus rötlicher Birne, nicht aus Eiche. Seine Lehnholme sind zu zig leicht unterschiedlichen Varianten gedrechselt. Da soll man auch eine Hermes-Einkaufstasche dranhängen können. Und aus demselben Grund fehlt auf der Toilette etwas, das den Schweizer im Hofbräuhaus immer wieder staunen lässt: Ein Speibecken mit Griffen rechts und links sucht man vergeblich. Axel Simon, Fotos: Michael Heinrich

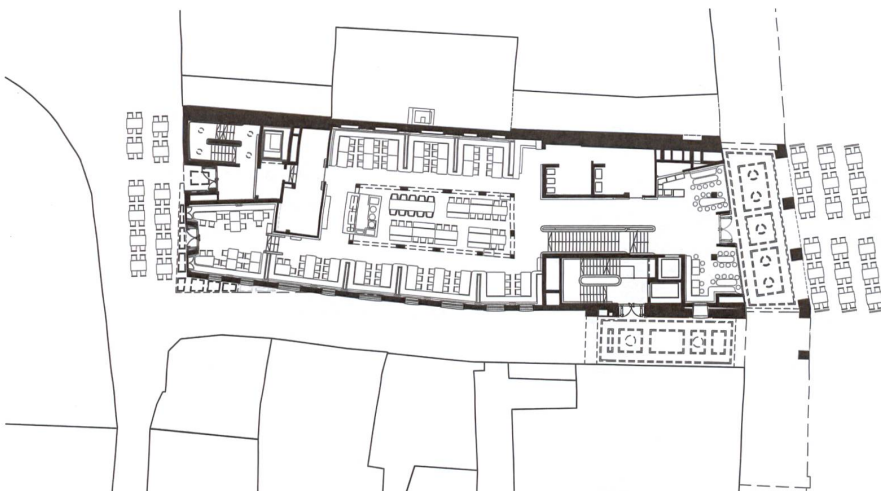
Gaststätte Donisl, 2015
Weinstrasse 1, München (D)
Bauherr: Bayerische Hausbau, München
Architektur: Hild und K Architekten, München
Projektleitung: Tanja Plenk
Tragwerksplanung: Sailer Stepan und Partner, München



Auch die Fassade zur seitlichen Gasse ist neu.



Die Gaststätte Donisl ist nicht nur das älteste, sondern auch eines der drei grössten Wirtshäuser Münchens.



Erdgeschoss, rechts der Marienplatz.



Oben der Rabitzputz, unten das Eichenparkett, Tafelung und Möbel sind aus Birnbaum.

Grösse zeigen

Als «Mission Impossible» sei ihnen das Projekt zu Beginn vorgekommen, sagen Big Game, die sich nur als Trio zitieren lassen. Augustin Scott de Martinville, Elric Petit und Grégoire Jeanmonod sollten für den italienischen Hersteller Magis einen Stuhl für Zwei- bis Sechsjährige entwerfen, der sich für Kindergärten sowie das Wohnzimmer eignet, sich einfach in der Höhe verstellen lässt und komfortabel, aber dennoch stabil ist – ein Teil davon aus Holz gefertigt. «Und natürlich alles zu einem vernünftigen Preis.» So hat der Prozess vom ersten Auftrag bis zur Präsentation diesen April an der Messe in Mailand schliesslich ganze vier Jahre gedauert.

Anders als viele Kinderstühle, die mit gerader Rückenlehne und flacher Sitzfläche oft naiv wirken, haben Big Game ihren Stuhl «Little Big» mit den Qualitäten und dem Komfort entworfen, den auch Stühle für Erwachsene bieten. So hat die Sitzschale aus Polypropylen eine praktische Geometrie, bei deren Produktion den Designern das Know-how der Magis-Kunststoffspezialisten zugute kam. Ein erhöhter Saum entlang der Ränder stärkt die Schale und dient gleichzeitig als Griff. Der Fuss ist aus massiver Esche gefertigt und bildet in seiner einfachen, robusten Form einen gelungenen Kontrast zur verspielten Kunststoff-Form. Hier blitzt Big Games ironischer Ansatz durch, für den das Trio – unter anderem – letzten Herbst mit dem Merit-Award des Design Preis Schweiz ausgezeichnet wurde.

Über ein einfaches System können Eltern und Lehrer den Stuhl auf drei unterschiedliche Höhen stellen. So wächst er mit dem Kind mit. Das funktioniert dank farbig markierten Schrauben, die, wie von Ikea-Möbeln bekannt, mit einem Sechskantschlüssel gelöst und wieder arretiert werden. Alle technischen Details dazu haben die Designer im Innern der Plastikschaale versteckt. Die drei Farben haben Big Game pragmatisch gewählt: «Schwarz und Weiss verkaufen sich meist am besten, an dritter Stelle folgt Rot», sagen sie dazu. Da es sich um einen Stuhl für Kinder handelt, haben sie das ernsthafte Schwarz durch ein fröhliches Blau ersetzt, das gut zum Holzfuss passt. Der Stuhl hält, was er verspricht – wortwörtlich: Zwar ist er für Kinder gemacht, trägt aber auch das Gewicht eines Erwachsenen, falls dieser den Stuhl zur Trittleiter umfunktioniert.

Lilia Glanzmann

Kinderstuhl «Little Big», 2016

Design: Big Game

Hersteller: Magis, Torre di Mosto (I)

Material: Polypropylen und Eschenholz

Preis: wird noch definiert

Sitzhöhe: 27,5, 31,5 und 35,5 cm



«Little Big» lässt sich auf drei Sitzhöhen einstellen und wächst mit dem Kind in die Höhe.



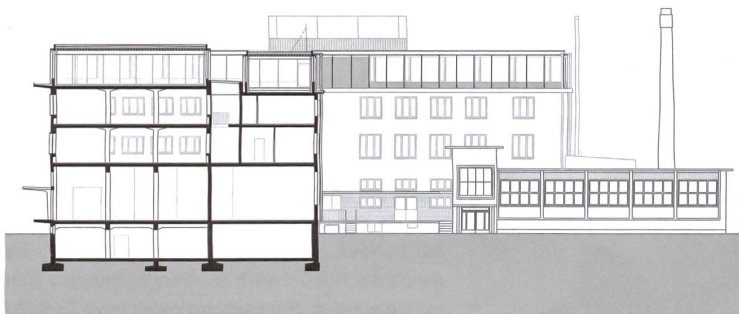
Big Game haben «Little Big» mit den Qualitäten und dem Komfort eines Stuhls für Erwachsene entworfen.



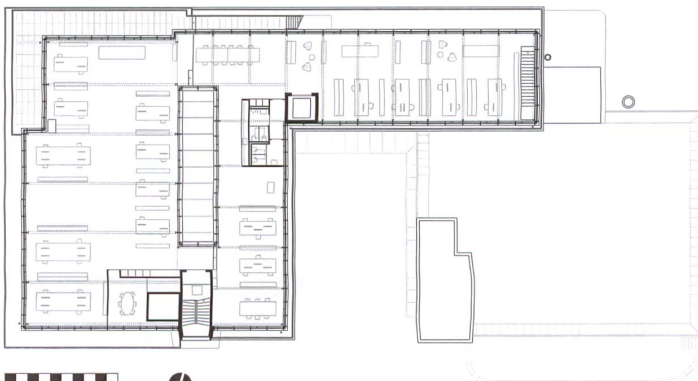
Die Materialien und die Proportionen der Aufstockung an der Binzstrasse in Zürich orientieren sich am Bestand.



Stahlrahmen, Trapezbleche, geschliffener Beton – und jede Menge Tageslicht.



Längsschnitt



Grundriss
Aufstockung.



Vier Gewinner

Wenn Kapital in Immobilien flüchtet, sind Sanierung und Verdrängung oft dasselbe. Gern erzählt man dann Geschichten, in denen alle gewinnen.

Der Bauherr: Noch immer steht «Hans Kaspar AG» auf dem Ensemble im Zürcher Industriequartier Binz. Seit den 1920er-Jahren produzierte Kaspar hier Margarine und Nougat. In den 1950er-Jahren erweiterte er die Produktion, vor zwanzig Jahren zog er aus, blieb aber Hauseigentümerin. Danach nutzten Gewerbler und Kreative die Räume. Ende 2013 brannte es im Keller. Sollte man nun die grossen Ausnützungsreserven mit einem Ersatzneubau ausschöpfen? Das Familienunternehmen entschied sich gegen einen Grosskredit und für eine Partnerschaft mit dem grössten Mieter, dem Architekturbüro.

Die Planer: Meier Hug Architekten schlugen eine Aufstockung vor. Den Ausbau bezahlten sie selbst, bekamen im Gegenzug einen Zehnjahresvertrag mit tieferer Miete und Option auf Verlängerung. Heute arbeiten vier Dutzend Angestellte in hellen Räumen mit Aussicht und eigener Dachterrasse. Nüchtern folgt der Aufbau dem Baurecht und reduziert die Dachlandschaft im Innern auf einen Höhenversatz. Verschraubte Stahlrahmen zeichnen die Struktur des Bestandes nach und überspannen zwischen sechs und dreizehn Meter. Die Pfosten-Riegel-Fassade umhüllt 650 Quadratmeter mit geschliffenem Betonboden und gelochten Trapezblechdecken.

Die Nutzer: Eine Fluchttreppe ergänzt das charakteristische Treppenhaus zur Strasse, der Warenlift beim Gebäudegelenk ist behindertengerecht, Steigzonen und Toiletten sind neu. Ansonsten blieb der Bestand unverändert. Im Keller teilen sich die Hersteller von biologischen Suppen und Kosmetik eine selbstgebaute Küche. In der alten Schmelzerei arbeiten Künstler, in der grossen Halle ein Spengler und in den anderen Räumen ein Online-Magazin und Ateliergemeinschaften. Bei tiefer Miete stören weder abgefallene Kacheln noch alte Einbauten.

Das Quartier: Die Fassaden sind nur dort nachgedämmt, wo keine Kunststeinrahmen die Fenster umfassen. Unter der gläsernen Krone bleibt das murale Ensemble der charakteristische Eingang des ehemaligen Industriequartiers. Palle Petersen, Fotos: Roman Keller

Aufstockung in Stahl und Fassadensanierung, 2015

Binzstrasse 12, Zürich

Bauherrschaft: Hans Kaspar AG, Zufikon

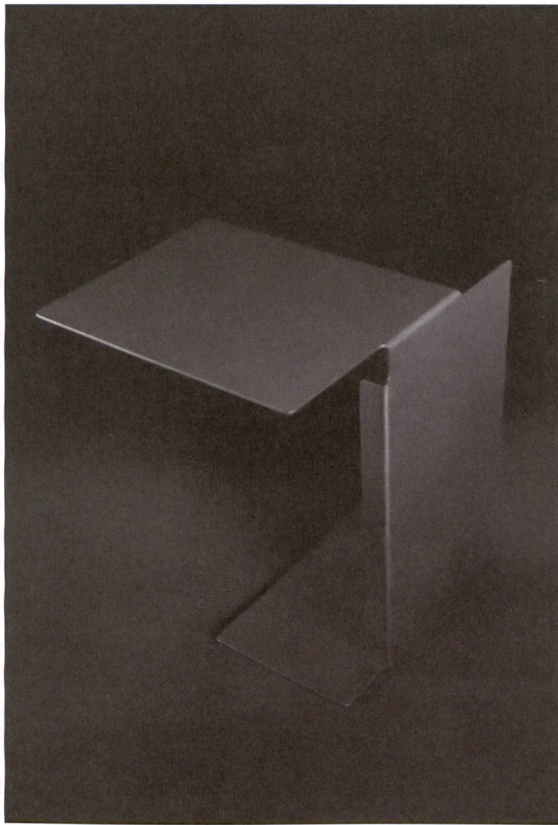
Architektur und Bauleitung: Meier Hug Architekten, Zürich

Bauingenieure: Synaxis, Zürich

Stahlbau: Baltensperger, Höri

Fassade: Schoch Metallbau, Herisau

Baukosten (BKP 2): Aufstockung Fr. 2,1 Mio. (Anteil Meier Hug Architekten 0,3 Mio.), Sanierung Fr. 3,0 Mio.



Das Stahlblechtischchen «Diana B» von 2002 in der «Black Edition».

Kunst für Kunde

Shirana Shahbazi konstruiert im Studio Farbflächen – frei, aber präzise – und irritiert mit ihren Fotografien zwischen Fläche und Tiefe. Classicon, ein Deutscher Möbelverlag, engagierte die iranisch-schweizerische Künstlerin. Sie sollte die bereits 25 Jahre währende Zusammenarbeit mit dem Münchner Designer Konstantin Grcic bebildern. Sie sollte seine Möbel inszenieren, die eigens für die Feier in einer monochromen Serie ganz in Schwarz aufgelegt wurden. Vermittelt hat den Kontakt die Kreativagentur Studio Achermann mit Sitz an der Langstrasse in Zürich, die oft zwischen Künstlerinnen, Designern und Kundinnen kuppelt. Sie betreut etwa die Atelier-Pfister-Kampagne oder hat den Künstler Beni Bischoff den Nachhaltigkeitsbericht der Migros illustrieren lassen. Shirana Shahbazi schätzt diese Zusammenarbeit: «Solche Jobs nehme ich nur an, wenn mir die nötige Freiheit bleibt», sagt sie. Diese hat sie in diesem Fall gehabt: Es sollten auf keinen Fall Produktbilder werden, sondern Shahbazis künstlerische Interpretation.

Classicon lieferte die zehn Möbel in ihr Studio: einen Sekretär, eine Bank, zwei Stühle, einen Sessel, drei Beistelltische, einen Tisch, eine Couch und das neue Daybed «Ulisses». Wie in ihren anderen Arbeiten hob die Künstlerin die Gegenständlichkeit auf und inszenierte die Möbel in zwei Varianten: vor schwarzem Hintergrund und mit vielfarbigen Flächen – klares Rot, Blau und Gelb, knalliges Grün, Pink und Orange oder gedecktes Altrosa und Taubengrau. Bei der Variante vor schwarzem Hintergrund spielte die Fotografin mit der Monochromie und liess die klare Linearität von Grcics Entwürfen durch Lichteinfall und Perspektivenwechsel in den Vordergrund treten. Im Kontrast mit den Farben abstrahierte Shirana Shahbazi die Dreidimensionalität der Möbel in eine leuchtende Komposition, die Einzelformen von Dreiecken, Quadraten und Winkeln zu aneinandergelagerten Flächen zergliedert. Dieses Wechselspiel zwischen Oberfläche und Tiefe betont die künstlerische Qualität der Möbel, wie sie Konstantin Grcics entwirft.

Stärker als in der Realität erscheinen in den Fotografien die verschiedensten Schwarzschatierungen der Möbel durch die unterschiedlichen Oberflächen der Materialien: stumpfe oder glänzende Lacke und schwarz brüniertes Metall der Tische, tief wirkender Samt auf der Couch «Odin» oder ein fast dreidimensional scheinendes Nylongewebe beim Stuhl «Mars». Entstanden sind so 22 Bilder, die Classicon während der Mailänder Möbelmesse gemeinsam mit der «Black Edition» präsentierte und nun auf Anfrage als limitierte «Portfolio Box» vertreibt. Lilia Glanzmann, Fotos: Shirana Shahbazi

Fotoserie «Grcic / ClassiCon», 2016

Fotografie: Shirana Shahbazi

Auftraggeber: Classicon

Masse: 70 x 90 / 120 x 150 cm

Preis: auf Anfrage



Den Stuhl «Mars» hat Konstantin Grcic 2003 entworfen.



Sofa «Odin» von 2005, inszeniert von Shirana Shahbazi.



Hybridkollektoren auf dem Dach erzeugen Strom und warmes Wasser. Überschüssige Wärme wird mittels Erdsonden im Erdreich gespeichert und bei Bedarf abgeholt.



Die autofreie Siedlung in Ostermundigen bei Bern wird durch Laubengänge erschlossen, die wie Balkone nutzbar sind.



Mieter und Eigentümer sprachen bei der Grundrissgestaltung mit: So entstanden hundert verschiedene Wohnungen.

Lebensnah

Auf den Balkonen und den Laubengängen der Siedlung Oberfeld in Ostermundigen zeugen Velos, Kinderspielsachen, Tische und Stühle vom Alltagsleben – drinnen wie draussen. Die Wohnsiedlung besteht aus drei Bauten und entstand in partizipativer Planung auf dem ehemaligen Schiessplatz der Stadt Bern. «Die Wohnbaugenossenschaft Oberfeld verantwortet hier eine ökonomisch, ökologisch und gesellschaftlich vorbildliche Überbauung, die wegweisend ist», erklärt Architekt Peter Schürch von Halle 58 aus Bern. Die Planung orientierte sich an den Vorgaben der 2000-Watt-Gesellschaft, und die aus Holz und Beton konstruierten Bauten entsprechen dem Passivhausstandard. Ein grösserer Teil des verwendeten Holzes stammt aus dem Emmental. Ausgeführt haben die Überbauung viele Kleinunternehmen aus der Region.

Ein u-förmiges Gebäude nimmt die Hälfte der hundert Wohnungen auf, zwei weitere Riegel beherbergen die übrigen Wohnungen, eine Gästewohnung mit Dachterrasse, den Gemeinschaftsraum sowie die Kinderkrippe. Die Häuser bestehen aus drei Wohngeschossen plus einem Attikageschoss und haben durchlaufende Balkone. In einem Untergeschoss gibt es 600 Veloparkplätze, denn die Siedlung ist autofrei. Der weitläufige Aussenraum wirkt mit seiner naturnahen und kindergerechten Gestaltung ungezähmt.

Bei der Siedlung im Oberfeld konnten sich die künftigen Mieter und Eigentümer in verschiedenen Themengruppen einbringen. Auch hatten sie die Möglichkeit, die Grundrisse an ihre Bedürfnisse anzupassen. So entstanden hundert unterschiedliche Wohnungen, die zwischen einhalb und siebeneinhalb Zimmern und einem und zwei Geschossen variieren.

Zur Energiegewinnung steht auf den Flachdächern eine 1360 Quadratmeter grosse Solaranlage. Hybridkollektoren erzeugen Warmwasser und Strom. Damit die Wärme des Wassers nicht verloren geht, sind in 140 bis 300 Metern Tiefe vierzig Erdsonden als Speicher im Sandsteinfels angelegt. Die Energiegewinnung deckt fünfzig bis sechzig Prozent des ohnehin geringen Energiebedarfs. Da das System Pioniercharakter hat, begleitet es die ETH Zürich mit Messungen und Auswertungen. Ariana Pradal, Foto: Christine Blaser

Wohnsiedlung Oberfeld, 2014

Lindenweg, Eschenweg, Ostermundigen BE
 Bauherrschafft: Wohnbaugenossenschaft Oberfeld
 Architektur: Halle 58 Architekten, Bern
 (Federführung / Projektleitung Gesamtprojekt und Haus B); Planwerkstatt Architekten, Bern (Häuser A + C)
 Energiekonzept: E plus U, Bern
 Landschaftsarchitektur: IGL Gartenbau, Bern
 Kosten (BKP 1–9): Fr. 48,7 Mio.

Nicht neutral

Das weisse Tübchen im roten Wasserfarbkasten galt es in der Zeichnungsstunde zu hüten – denn Weiss liess sich nicht mischen. Katrin Trautwein von KT Color aber hat nun ein ganzes Kaleidoskop an Weissstönen gemischt: «Himmelgrau», «Züriweiss», «Bianco Lapislazuli». Der Clou: Sie sind zu hundert Prozent natürlich pigmentiert. «Mit einer optimalen ökologischen Bilanz», sagt die Chemikerin und Gründerin der Farbmanufaktur. Denn für gewöhnlich wird weisse Farbe mit Titanoxid hergestellt, ein Kilogramm davon verursacht fünf Kilogramm Kohlendioxid. Titanoxid ist überall, im Mobiltelefon oder auch in Papier – doch sechzig Prozent der weltweit verbrauchten Menge entfällt auf die Farben- und Lackindustrie. Da ist es sinnvoll, über Alternativen nachzudenken.

Nun also Weiss, nachdem Katrin Trautwein vor fünf Jahren mit der niederländischen Designerin Hella Jongerius einen schwarzen Regenbogen entworfen hatte: 16 Farben, die alle auf Beinschwarz aufbauten – einem natürlichen Pigment, das aus verkohlten Knochen hergestellt wird (siehe Hochparterre 10/11). Auch für die Weissreihe galt es, die richtigen Grundstoffe zu finden. Zum einen ist es nun ein leicht graustichiger Marmor aus Italien, eine warme Champagnerkreide aus Frankreich und leicht durchschimmernde tschechische Porzellanerde. Allerdings: «Die weissen Grundstoffe zu finden war einfach, doch es brauchte vier Jahre Forschung, bis schliesslich 15 sinnvoll abgestufte Nuancen entstanden sind», sagt Trautwein. Sinnvoll, da sich die Farbtöne irgendwann zu sehr gleichen. Das hellblaue Lapislazuli etwa vertrug die Wärme der Kreide nicht und funktionierte nur mit Marmor. Die ganz hellen Töne sind kreidefrei, da sie sonst zu gelbstichig wirken würden. Alle Farben aber bekamen einen Teil Porzellanerde beigemischt, die sie funkeln lässt.

Es galt zudem, Nuancen zu bestimmen, die im Alltag funktionieren: «Einen Ansprechpartner finden», wie Trautwein sagt. So muss eine Farbe etwa zu geölter Eiche passen und deren Wärme aufnehmen. Oder es braucht eine weiche, schöne Klarheit zu einem schwarzen Marmorboden. Und schliesslich müssen die Farben nicht nur gut aussehen, sondern vom Maler an die Wand gebracht werden. Wird etwa zu viel Cellulose beigemischt, um die Masse offen zu halten, verklebt es plötzlich – das sei wie die Suche nach dem perfekten Rezept für Sugo, lacht Trautwein. Doch wie wirken natürliche Pigmente auf der Wand? Da sie gröber gekörnt sind, lassen sie Räume tiefer erscheinen und produzieren stärkere Schatten – mit Titanweiss gemischte Nuancen sind kontrastärmer, was den Anstrich verflacht. Lilia Glanzmann, Foto: Teammedia

Weissreihe, 2016

Hersteller: KT Color, Uster
Pigmente: Marmor, Kalk, Schiefer, farbige Erden und Lapislazuli
Preise: auf Anfrage
www.ktcolor.ch

Das Kaleidoskop der Weissstöne.

Tower der Triebe

Flackernde Fenster vor düsterem Himmel. Wir blicken auf einen vierzig Geschosse hohen Mikrokosmos am Rande von London, der schleichend kollabiert. Lift bleiben stecken, der Müllschlucker verstopft, und Parties entwickeln sich zu Orgien. Wahnsinn, Narzissmus, Stromausfall – das sind die Elemente der Dystopie «High-Rise». Und wir mittendrin. Mit dem Erzähler Doktor Laing (Tom Hiddleston) ziehen wir ein, umarmen den Beton des Apartments, staunen über das barocke Feiern der Upperclass in den oberen Geschossen und über die sexuellen Ausschweifungen der desillusionierten Familienväter und -mütter unten. Der gottgleiche Architekt (Jeremy Irons) wohnt im Penthouse. Während seine Frau auf einem Schimmel durch den nostalgischen Dachgarten reitet, beugt er sich zweifelnd über seine Pläne. Ob er etwas falsch gemacht hat? Wir, irgendwie zwischen den gesellschaftlichen Klassen, schwimmen im 30. Stock, spielen im 20. Squash, kaufen im 15. Wein und sonnen uns auf unserer leergefegten Terrasse im 25. Drei Monate später werden wir dort einen Hund braten.

Mit diesem Hund beginnt das Buch des 2009 verstorbenen Briten J. G. Ballard von 1975. Manche, die es schon lange lieben, werden über die filmische Adaption fluchen, der letzte in einer Reihe vieler gescheiterter Versuche. Viele werden sie aber auch für geglückt halten. Allein der Stil! Das Buch spielt in seiner Entstehungszeit, der Film holt die Siebzigerjahre zurück, huldigt der Kleidung aus der Zeit, den Autos und Tapeten. Und natürlich Sex, Alkohol und Architektur. Die runden Betonecken der Wannenkamine sind erotischer Brutalismus und das digitale Werk des Produktionsdesigners Mark Tildesley. Baute man das Hochhaus, so würde Inneres und Äusseres schwerlich zusammenpassen. Dann hätte es wohl 500 Wohnungen ohne Fenster, scherzte Regisseur Ben Wheatley in einem Interview.

Trotzdem: Das Haus ist der Star. Finster krümmt es sich der Zukunft entgegen. Unbarmherzig bemächtigt es sich seiner Bewohner, raubt ihnen den Schlaf. In den Wohnungen verstellen schicke, aber unsinnig schräge Pfeiler die Räume. Am Boden sind sie breiter als oben, aus dem schweren Drücken der Decken wird so ein Bedrücken, ein Unterdrücken. Wer kann nach diesem Film noch unbefangen ein Hochhaus planen? Axel Simon, Filmstills: StudioCanal

Film «High-Rise», 2015
Regie: Ben Wheatley
Drehbuch: Amy Jump
Produktion: Jeremy Thomas
Verleih: DCM Film Distribution, Zürich

Hochparterre Kino
Hochparterre, Emch Aufzüge und das Kino Riffraff organisieren am 28. Juni um 20.40 Uhr die Schweizer Vorpremiere des Films im Kino Riffraff in Zürich. Im Anschluss spricht Axel Simon mit dem Kurator und Brutalismus-Experten Oliver Elser und Emch lädt zum Apéro.
Anmelden: veranstaltungen.hochparterre.ch



Die Architektur des Films «High-Rise» ist im Computer gebaut worden.



Kühl, stylish, bedrückend: ein Apartment in der 25. Etage ...



... und der Supermarkt in der 15. Etage, aufgeräumt und menschenleer.